

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 18

Artikel: Jazzband in Obstalden [Fortsetzung]
Autor: Ilg, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640371>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

thür, am 30. in Zürich, am 1. November in Aarau, wo die beiden Künstler in übermütiger Laune „den Reinertrag des Abends sofort banditenmäßig coram publico in der Weise teilten, daß bald Joachim, bald Brahms dem Kästchen ein Goldstück entnahm. Zuletzt blieb ein unteilbares Zwanzigfrankenstück übrig, um welches die beiden so lange heftig stritten, bis es von einem darüber ernsthaft betrübten Aarauer gewechselt wurde, und die versöhnten Räuber ihrem Lebensretter gerührt um den Hals fielen.“

1868 wollte Brahms, der stets ein liebevoller Sohn gewesen war, seinem Vater eine große Freude machen und nahm ihn im September mit auf eine Schweizerreise. Da wurde denn zuerst in Zürich mit Hegar der fünfte Satz des „Deutschen Requiem“ aufgeführt und angehört, und dann ging es an den Brienzersee, wo die beiden Brahms mit Julius Stodhausen zusammentrafen. Vater Brahms war aber ein Norddeutscher, und die riesenhafte sich türmenden Berge mußten ihm unheimlich vorkommen, denn als er wieder in Hamburg bei seiner Frau anlangte, meinte er: „Nu awwer, Vime, bekömmst mich der Hannes nich wieder hin!“

1869 fanden die ersten Schweizeraufführungen des „Deutschen Requiem“ statt: in Basel am 27. Februar und am 24. März; in Zürich unter Hegar am 26. und 28. März.

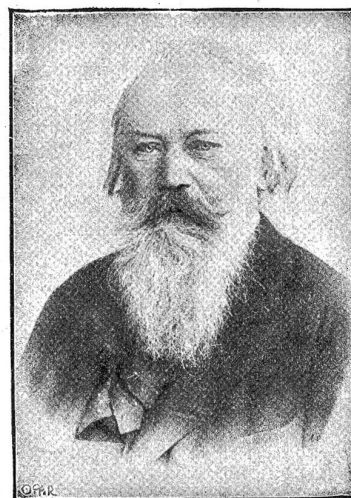
1874 feierte der Gesangverein Basel sein 50jähriges Jubiläum. Auf dem Programm des zweitägigen Festes stand an größeren Werken die „Johannespassion“ von Bach und das „Triumphlied“ von Brahms. Er wurde eingeladen, seine Komposition selber zu dirigieren. Brahms kam gern, und einige Wochen später eröffnete er mit derselben das Musikfest in Zürich. Während dieses Festes führte Hermann Götz Widmann und Brahms zusammen. Am 11. Juli lud er sie mit Hegar zu Tische. Widmann und Brahms gerieten bald in lebhaftes Diszussion, und trotzdem sie gar nicht einerlei Meinung waren, verstanden sie sich und fühlten sich gegenseitig angezogen. Widmann spricht sogleich von der eigenartigen inneren Verwandtschaft Brahms mit Gottfried Keller. A. Steiner erzählt: „Einmal erlebten wir auch die Freude, bei Hegar Brahms und G. Keller zusammen zu treffen. Ohne daß gerade weltbewegende Reden getauscht wurden, war es doch ein Hochgenuß besonderer Art, die beiden Charakterköpfe nebeneinander zu sehen, von denen ein jeder eine Welt für sich bedeutete. Die innere Verwandtschaft zwischen den beiden, die einer wie der andere aus engen Verhältnissen in drangvollem Werden zur reifen Künstlerkraft gediehen waren und nunmehr in sicherem Wohlstand ihr künstlerisches Vermögen verwalteten und mehrten, mußte in die Augen springen. Keller kam ziemlich regelmäßig in die Abonnementskonzerte, namentlich fehlte er nie, wenn eine Brahms-Symphonie gemacht wurde. Zum Schreiber dieser Zeilen äußerte er einmal beim Verlassen des Saales, er verstehe zwar nichts von Musik, aber von der Brahms'schen, die wirklich Neues und eigenes ausspreche, fühle er sich eigentümlich angeregt und angezogen.“

Daß Brahms den Dichter ebenso hoch achtete, geht aus vielen kleinen Zügen hervor, hauptsächlich aber aus seinem Briefwechsel mit Professor Bächtold, dem Biographen G. Kellers. Einmal, kurz nach Kellers Tode, gab sich Brahms, der Schreiben haßte, die Mühe, aus drei privaten Briefsammlungen ihm liebe Stellen abzuschreiben, um damit Widmann zu erfreuen, obwohl damals schon bekannt war, daß diese Briefe der Biographie beigegeben werden sollten.

Es folgten wieder glückliche Wochen am See. Diesmal wohnte Brahms in Rüschlikon. Aber auch von hier aus war er rasch in der Stadt und bei seinen Freunden, nach getaner Arbeit. Es entstanden unter anderem damals die „Neuen Liebeslieder, Walzer für vier Singstimmen und Piano-forte zu vier Händen“ Opus 63. So konnte Brahms

am 15. September auch wieder mit reicher Ernte heimkehren.

Während dieses Sommers war Brahms auch einmal in Bern auf Besuch bei Widmann. Widmann erzählt ferner



Johannes Brahms.

von Zusammentreffen mit Spitteler, gibt aber keine Zeitangaben dazu.

1881. Am 6. Dezember gab die Tonhalle-Gesellschaft ein Extrakonzert, in dem Brahms sein zweites Klavierkonzert in B-Dur aus dem Manuskript spielte. Zugleich fand die Uraufführung der „Nänie“ statt; außerdem dirigierte Brahms noch seine „Akademische Fest-Ouvertüre“ und seine zweite Symphonie. Er fühlte sich wohl in dem Zürcher Freundeskreis.

1882 fand in Basel die Uraufführung des „Barzenliedes“ statt unter Brahms eigener Leitung. (Schluß folgt.)

Jazzband in Obstalden.

Ein Kleinstadtroman von Paul Ilg.

10

Jetzt aber saß die heimliche Braut teilnahmslos zwischen den Eltern, unter Hunderten heiterer Zecher und Tänzer, nur fünf Schritte vom Liebsten entfernt, den sie kaum mit einem Augenwink grüßen durfte. Wie anders wäre ihr zumute gewesen, hätte sie sich mit ihm im Tanz zeigen dürfen. Die Jazzband machte ihr keine Freude mehr, ja sie fand es geradezu unwürdig, daß ihr Muß, ein Auserwählter, im Geiste, diesem selbstzufriedenen, aufgeblasenen Volk zum Tanz aufspielen mußte. Ob sie nun „Die Fahne schwarz-weiß-rot“ ertönen ließen oder in schwungvollen Reden die Wiederkunft der alten Herrlichkeit mit Kaiser, Königin und Paladinen beschworen: Wie vernahm von alldem nur den Lärm, doch nicht den Sinn. Ohne Ergriffenheit bemerkte sie, daß der Mutter Augen sich mit Tränen füllten, des Vaters Blick erstarrte ... Sie waren in Erinnerungen an ein schönes Einst versunken, während die Tochter mit Grauen in eine düstere Zukunft blickte. Manche kamen an ihren Tisch, um mit Exzellenz von Beuß, dem würdigen Vertreter der alten Zeit, anzustoßen, Gattin und Tochter die Ehre zu erweisen. Wie seltsam! Heute verspürte sie kaum mehr einen Hauch von dem Stolz, der sie früher bei solchen Anlässen beseelt und hochgetragen hatte. Das Gepränge war für sie ohne Wesenheit, fast ein Hohn auf ihre bittere Herzensnot und Lebensangst, die sie dazu vor den Eltern verbergen mußte. Furchtbar trat es jetzt zutage: sie waren

sich alle drei fremd geworden! Keines hatte mehr Vertrauen zum anderen. Vollends diese eitle Bemühung, die Umwelt zu täuschen, so zu tun, als ob alles zum besten stünde, steigerte Mies Erbitterung.

Und diese bekam nun ausgerechnet Assessor Waldbogel zu spüren, der den Exzellenzen nach langem Zögern anstandslos auch seine Aufwartung machen und dabei vor allem die Gefinnung des Töchterleins erkunden wollte. Er sagte sich mit Fug, daß Mie an diesem solennen Abend doch wohl ein Licht aufgehen müsse über ihre abgründliche Verirrung und die Bedeutungslosigkeit des Menschen, dem sie sich übermäßig, gedankenlos an den Hals geworfen hatte. Der Reiz des Neuen war dahin, der weltmännische Glanz, mit dem die Musikanten anfangs so manches Mädchenherz beforchten, so ziemlich verblaßt. Ja, auch die „verteufelte Jazzband“ hatte nach dem Gesetz der Alltäglichkeit ihre Zauberkraft eingebüßt. Die Halbgötter waren zu gewöhnlichen Handwerkern, Kunstbessenen lehten Grades herabgesunken, die nebenbei nicht die geringste Rolle spielten, ihre freie Zeit mit Trinken und Spielen verbrachten! Was bot denn so ein herumziehender Streicher und Trommler für Lebensaussichten? Lächerlich. Bei Licht besehen, konnte das kaum einer Kellnerin imponieren.

Dies alles und mehr stand in seinem Gesicht geschrieben, als Waldbogel nun, musterhaft befrachtet, im Vollbesitz seiner gesellschaftlichen Politur, Würden und Fähigkeiten, in Mies haßblanke Augen blickte.

„O gewiß, du wirst es weit bringen in dieser Welt, deine Laufbahn vielleicht als Landrat oder gar als Minister beschließen und dennoch bist du mir verächtlich, dennoch ziehe ich dir den kleinen Geiger vor!“ gab sie ihm stumm zu verstehen. Als sie auch seine Aufforderung zum Tanz, Müdigkeit vorschüßend, ablehnte, entschloß er sich zu fengender Rache.

Frau von Beust hatte das Verhalten der Tochter deutlich mißbilligt und den Assessor gebeten, ihnen eine Weile Gesellschaft zu leisten. Er begann sehr schlau damit, dem Alten zu schmeicheln, indem er in gedämpftem Ton darauf hinwies, wie dienstbeflissen, sauerköpfig der Bürgermeister nach der kaisertreuen Rede des Klubpräsidenten sogleich seine republikanischen Fanfarenaden losgelassen und dabei förmliche Verfassungswehen bekommen habe. Der General lächelte beifällig. Er konnte ja nicht ahnen, daß der tüchtige Mann kurz vorher dem Herrn Bürgermeister sein Mißfallen über das „klägliche Geheul aus der schwarz-weiß-roten Kinderstube“ ausgesprochen hatte. So gehörte sich's für einen zünftigen Streber und im Segelsport nannte man das „lavieren“. Allein um politische Lorbeeren war es Waldbogel jeht beileibe nicht zu tun. Nach dem kleinen Umgehungsmanöver bekannte er plötzlich Farbe, indem er sich an die Bildsäule von Tochter wandte. Sein giftig freundlicher Blick verriet seine bösen Absichten. Mie witterte die Tücke, machte auch einen schwachen Versuch, zu entfliehen, kam jedoch nicht mehr auf die Füße.

„Sie scheinen sich neuerdings mit Leib und Seele der Musik zu widmen, gnädiges Fräulein? Gestern sah ich Sie zum Beispiel mit dem Violinkasten in die Kirchgasse einbiegen. Sie nehmen wohl Unterricht beim Geiger Himelbach?“

Der Blick hat eingeschlagen, die Wirkung konnte kaum verheerender sein. Selbst der Attentäter erschraf beim Anblick der drei Betroffenen.

Der General überflog das Feld im Hui und sah, daß die Stellung unhaltbar war. So wenig wie an die Harmlosigkeit der Frage, glaubte er an die Echtheit von Mies Abwehr: „I wo. Sie scheinen mich mit einer anderen verwechselt zu haben!“ Ueber die Brille hinweg konnte er sehen, daß die Tochter vor Erregung zitterte. Sie griff nach dem Glas, wie um es dem Feind ins Gesicht zu werfen und stieß es dabei um. Auch die Generalin bewies in diesem

Falle wenig strategisches Geschick. Statt dem tückischen Gegner mit Ruhe und Gleichmut zu begegnen, begann sie wie eine aufgeregte Gluthenne zu gadern und mit den Flügeln zu schlagen.

„Meine Tochter? Violinstunden? Davon mühte ich doch auch etwas wissen, wie? Oder nimmst du wirklich bei irgendeinem Violinstunden, Mie?“

Die Gefragte wandte sich verächtlich ab: „Ach, Unsinn, Mama! Ich denke ja gar nicht daran!“

Waldbogel lächelte dumm. Er wußte nun selbst nicht mehr weiter und sagte, eher verlegen als boshaft: „Verzeihen Sie, wenn ich mich geirrt haben sollte. Dann mühte allerdings eine erstaunliche Ähnlichkeit ... Es war kurz nach Zweie. Ich stand am Fenster im „Gallen“. Die betreffende junge Dame, genau von ihrer Statur, mit einer grünen Schleife, wie Sie sie zu tragen pflegen, ging ganz nah an mir vorüber und verschwand im Hause Numero Sieben, wo dieser Hi — dieser kleine Geiger sein Domizil hat.“

Mie fühlte die Blicke der drei Beobachter wie Dolche auf sich gerichtet und sah keine Rettung mehr. Sie sann auch gar nicht weiter auf irgendwelche Ausflüchte, dachte weder an die Eltern noch an ihre Umgebung, sondern nur an die Züchtigung des nichtswürdigen Verräters. Dieser gern gesehene Gast, den alle Mütter heiratsfähiger Töchter ernstlich in Betracht zogen, sollte nun einmal eine bittere Pille zu schlucken bekommen.

Sie beugte sich ein wenig vor und blickte dem feigen Gesellen von unten her verächtlich ins schmißige Gesicht.

„Ich weiß ja, daß Sie mir überall auslauern und nachspüren, Herr Waldbogel. Wozu eigentlich? Ich will doch nichts mit Ihnen zu tun haben: das sollten sie endlich merken. Und was ich sonst treibe, geht Sie doch gar nichts an!“

Der Assessor fuhr bestürzt zurück. Er hatte sein Fett. „Ich ... Ihnen nachspüren? Wie kommen Sie darauf? Sie verkennen mich, gnädiges Fräulein. Aber sehr!“

„Nein, ich verkenne Sie ganz und gar nicht!“ zischte Mie, der mütterlichen Fußtritte ungeachtet. „Sie bersten ja vor Eiferhuch. Und gegenwärtig ist es Ihnen nur darum zu tun, mich bei meinen Eltern anzuschwärzen. Ein ganz infamer Mensch sind Sie. Mit Ihnen sitze ich nicht länger an einem Tisch!“

Bedor sie jemand hindern konnte, sprang sie auf und verließ den Saal in solcher Hast, daß der heimliche Skandal plötzlich vor aller Augen märchenhaft erblühte wie eine Königin der Nacht. Der Regattaball erlitt eine merkwürdige Störung, obgleich das Orchester alsbald mit Tusch zu neuem Tanz anhub. „Es hat was abgesetzt! Die Blase ist geplatzt! Die Exzellenzen brechen auf!“ steckte alles die Köpfe zusammen. Der Vorgang war so offenkundig unmißverständlich, daß keiner der Bonzen es wagte, den unrühmlichen Abgang des Ehrenpräsidenten zu verhindern. Einzig der unselige Uebeltäter, der sich in hilflosen Beateuerungen erging, gab den verfürzten Alten das Geleite, vergeblich bemüht, das Unheil wieder gut zu machen.

Mie war nirgends mehr zu erblicken. Es gab eine fürchterliche Aufregung.

„Um Gotteswillen, laufen Sie, Herr Assessor. Bringen Sie das Kind wieder her! Wer weiß, was das entsetzliche Ding sonst noch anstellt!“ wimmerte die Generalin, fassungslos nach der Garderobe humpelnd.

Waldbogel stürzte sich ohne Mantel und Hut mit Todesverachtung in die Wetternacht hinaus. Es regnete in Strömen. Blick und Donner wechselten rasch ab. Nach wenigen Minuten war er wie aus dem Wasser gezogen. Er rannte durch den Park, die Seepromenade entlang bis zur Schiffslände, dann in die Stadt hinein und verzweifelt zum Kurhaus zurück. Just, als er ankam, setzte sich der Wagen mit der vollzähligen Familie von Beust in Bewegung. Mie

hatte sich nämlich ins Lesezimmer geflüchtet und war dann, nach unversehrt mildem Zuspruch, den Eltern willig gefolgt.

Reuchend, atemlos starrte Waldoogel dem wasserdrichten Gefährt nach. Er trieffte und glänzte wie ein Seehund. Das vordem spiegelblanke Frackhemd war nur noch ein nasser Lappen. Undenkbar, in diesem Zustand in den Saal zurückzufahren, wo er doch so mancherlei Fäden gesponnen hatte!

„Feierabend!“ knirschte er wutentbrannt, sich selbst verhasst und trat, bis auf die Knochen blamiert, ebenfalls den Heimweg an.

Achtes Kapitel.

Bevor Mie zum Vorschein kam, hatte der General nach kurzem Wortwechsel mit der schuldbewussten Gattin schon die Parole ausgegeben: „Ich lasse mich nicht weiter ein. Du ziehst morgen mit dem Mädel los. Gleichviel wohin!“ —

Damit war deutsch gesagt, welche Bedeutung er der Sache beimaß und auf welche Art er sie aus der Welt zu schaffen hoffte. Frau von Beust wagte nicht, sich auch nur mit einem Sterbenswörtlein gegen das harte Gebot aufzulehnen. Nachdem die Tochter sie neuerdings in so schändlicher Weise hintergangen hatte, sah sie auch keinen anderen Weg zu deren Rettung mehr. Sie mußte ja noch Gott danken, daß der Alte angesichts der handgreiflichen Tatsache nicht völlig aus Rand und Band geriet. Der Heiligenschein seines vergötterten Kindes war unwiederbringlich dahin, zu stiller Anbetung kein Grund mehr vorhanden. Grauerregend stand diese Erkenntnis in seinen entgeisterten Zügen.

Mie spürte den bedrohten Zustand, wartete jedoch lange vergeblich auf die Entladung. Mit gelähmten Gliedern sah sie den Eltern gegenüber und alle drei blickten abwartend zu den Wagenfenstern hinaus, ob sich das Ungewitter über ihnen nicht bald in ein Strafgericht wandle. Schnell nacheinander erhellten grelle Blitze die Finsternis des Raumes und der Seelen. Jedesmal, wenn der Chauffeur geblendet stoppte, wählte Mie ihr letztes Stündlein gekommen. Es schüttelte wie mit Eimern aufs Wagendach, und die Donnerschläge rollten ununterbrochen. Fünf Minuten nur dauerte die schauerliche Fahrt, doch als der Wagen endlich vor dem Hause hielt, hatte die Sünderin das Schwerste an Strafe und Demütigung bereits erlitten. Die furchtbare Ungewißheit, das tödliche Schweigen, die zerrütteten geisthaften Gesichter der Eltern, der Gedanke an die unausbleiblichen Folgen ihres Tuns, das die ganze Welt verdamnte — all dies war so viel schlimmer, als wenn der Vater sie auf der Stelle an den Haaren gepackt und mit Fäusten bearbeitet hätte.

Wäre sie jetzt gefragt worden: „Hast du tatsächlich ein Verhältnis mit dem Kerl — heraus mit der Sprache!“ so hätte sie, nicht so sehr zu ihrem Heil, als aus Erbarmen mit den Ihrigen, ohne Zaudern geschworen: „So wahr mir Gott helfe — es ist nichts Schlimmes geschehen!“ Nur die Lüge konnte da noch helfen. Doch die Alten schienen auf dergleichen Beteuerungen nicht erpicht zu sein, das Urteil über die Verbrecherin schon gefällt zu haben. Nirgends sah sie mehr einen Zugang zu deren Herzen. —

Raum hatte Mie jedoch die Schwelle überschritten, sagte der Vater barsch: „Ueber deine heutige Aufführung ist kein Wort zu verlieren. Ich weiß, was davon zu halten ist. Das weitere wirst du morgen hören!“

Die Gemahregelte fühlte selbst, daß sie das Strafgericht am besten stillschweigend über sich ergehen lasse. Nur der Haß auf den erbärmlichen Angeber, der auch diesmal wieder den Stein ins Rollen brachte, gab ihr die weinerliche Erwiderung ein, die dazu noch sehr nach schlechtem Gewissen roch: „Soll ich mich denn von diesem Kerl, der

umsonst alles versuchte, um mich herumzukriegen und darum nichts als Rache spinnt, so gemein hinstellen lassen?“

Das offene Bekenntnis: „Ja denn, ich habe eine Liebschaft und bleibe dabei, ob es euch paßt oder nicht!“ hätte kaum aufpeitschender wirken können. Vater Beust stand wie ein herzerkennender Barbar vor seinem trügerischen Gözenbild, bereit, es zu zermalmen, in Stücke zu schlagen.

„Lüge nicht, verfluchte Dirne! Die ganze Stadt weiß von deinen schamlosen Umtrieben. Mit anonymen Briefen kommt mir der Unrat ins Haus geflogen. Man wird dich womöglich noch kurz vor Torschluß aus der Schule werfen!“

Dazu erfuhr sie noch, daß der Salunko von Verführer sich überall seiner Liebschaft mit einer Generalstochter rühme und ihre Briefe an Wirtstischen herumreiche. Eine größere Schande sei noch nicht dagewesen!

Das Haus dröhnte. Der Donner draußen war dagegen nur ein kläffendes Hündlein. Ein Wunder, daß die Lichter nicht ausgingen. Mie entwich der geballten Hand des Züchtigers und schrie aus Leibeskräften: „Es ist ja alles nicht wahr, Papa! Ich schwöre bei Gott, dem Allmächtigen!“

Der Meineid stand auf ihrer Stirne geschrieben. Um das Schlimmste zu verhüten, faßte Frau von Beust das für sein Leben zitternde Mädchen unterm Arm und flog mit ihm treppauf. (Fortsetzung folgt.)

Nachbarschaft. Von E. Oser.

Lange stand nun mein Häuschen allein.
Die hellen Fenster im Sonnenschein,
Sie schauten weitaus, den Bergen entgegen
Und frohen Menschen auf allen den Wegen.

Nun haben sie das Ausmaß gesteckt
Dicht neben mir, und was sich dort redt,
Sind hohe, ins Biered gezwungene Stangen,
Die nackt und kahl aus dem Grünen langen.

Bald werden sie nun in der Wiese rumoren.
Schon tönt das Gehämmer mir in die Ohren ...
Lange stand nun mein Häuschen allein,
Sollte es weiter nicht möglich sein?

Heut' weiß ich's: es hat sich herausgestellt,
Daß neben mir in der grünen Welt
Ein Häuschen gebaut wird, genau wie das meine
Willkommen, Herr Nachbar, Jedem das Seine!

Rundschau.

Amerikanische Experimente, europäische Minister.

Wie dringend Amerika eine wirtschaftliche Besserung nötig hat, zeigen einige kürzlich geschehene Dinge: In Iowa wurde wegen Farmerunruhen der Belagerungszustand erklärt, Bauern werden verhaftet. Man sagt, daß die Landbevölkerung verschiedener Bezirke Waffen kaufe und sich verschwöre. Wenn nicht bald etwas geschieht, so haben wir in jenem Lande „ohne Marxismus“ den schönsten Bolschewismus „ohne Theorie“.

Daß unter den Zuständen in U. S. A. der ganze Erdteil leidet, erkennt man an jähen Zukunfts, die bald hier, bald dort erkennbar werden: Letzte Woche eine unterdrückte Revolte auf Ost-Ruba; gleichzeitig die Ermordung des peruanischen Präsidenten Sanchez Cerro, zwischenhinein Gerüchte aus Uruguay oder Brasilien, man weiß nicht recht, wo und wann es wieder aufladern wird.